

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
<b>Band:</b>	35 (1985)
<b>Heft:</b>	2
<b>Artikel:</b>	Marginalisierungsprozesse in der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Historismus
<b>Autor:</b>	Deutsch, Robert / Weber, Wolfgang
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-80950">https://doi.org/10.5169/seals-80950</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

# MARGINALISIERUNGSPROZESSE IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT IM ZEITALTER DES HISTORISMUS

Von ROBERT DEUTSCH und WOLFGANG WEBER

Ein «marginal man» im Sinne der Ethnosoziologie, die sich am frühesten systematisch mit dem Phänomen der Marginalität befasst hat, ist «a cultural hybrid, a man living and sharing intimately in the cultural life and traditions of two distinct peoples; never quite willing to break ... with his past and his traditions, and not quite accepted ... in the new society in which he now (searches) to find a place. He (is) a man in the margin of two cultures and two societies, which never completely integrate and fuse»<sup>1</sup>. In der Psychologie sind Merkmale einer marginalen Persönlichkeit «Unsicherheit, Unentschiedenheit, psychische Instabilität, Unterlegenheitsgefühle, Isolationsgefühl, das Bewusstsein, irgendwie nicht ganz ‹dazu zu gehören›, all dies begleitet von chronisch nervösen Zuständen»<sup>2</sup>. Das bevorzugte Untersuchungsfeld dieser Art Marginalitätsforschung war die Situation von Einwanderern, ethnischen Minoritäten in einer dominanten Kultur, Rassenkonflikten und von kolonialen Kulturverhältnissen. Inzwischen wurde das ursprüngliche Konzept aber verfeinert und modifiziert nicht zuletzt auch deswegen, weil seine Anwendung auf neue Objekte entsprechende neue Einsichten mit sich brachte. Als marginale Individuen werden nunmehr auch Personen definiert, die in einer für sie belastenden unklaren Situation zwischen zwei Rollen stehen oder deren Relation zu den zwei oder mehreren Bezugsgruppen, an deren Rand sie sich befinden, lose ist. In diesem Zusammenhang wurde im deutschen Sprachraum der Begriff «Peripherer» geprägt, der sich jedoch nicht durchsetzte<sup>3</sup>.

Innerhalb der Geschichtswissenschaft wurde die Beschäftigung mit Marginalität als Untersuchung abgelegener, nicht den «Hauptströmungen» und den Hauptinteressen entsprechender Themen verstanden. Dass die Distanz zu den dominierenden Wertvorstellungen und Dogmen die Chance zur Erneuerung in sich trug, wurde im allgemeinen übersehen. Erst wenn sich ein marginaler Ansatz durch eine günstige Konstellation ausserwissenschaftlicher Faktoren durchsetzen konnte, wurde er als Regel auch innerhalb dominierender wissenschaftlicher Wertvorstellungen seitens der Zunft akzeptiert.

Die marxistische Deutung der Geschichte als Klassenkampf bedeutete eine Öffnung und Herausforderung zu Untersuchungen der Geschichte der «unterprivilegierten» Armen, Schwachen, Marginalen usw. Ihr Ziel lag aber in dem Bereich der

1 ROBERT E. PARK, *Human migration and the marginal man*, in: American Journal of Sociology 33 (1928), S. 881–893; zitiert nach THOMAS BARGATZKY, *Das «Marginal Man» Konzept, Ein Überblick*, in: Sociologus 31 (1981), S. 141–166, hier S. 142.

2 BARGATZKY, ebd.

3 ebd.

Politik und nicht der Wissenschaft. Die Welt war zu deuten, um sie verändern zu können!

Die marxistische Analyse brachte jedoch nicht eine wissenschaftliche Gleichstellung der sich bekämpfenden sozialen Klassen mit sich, sondern eine Betonung der positiven Rolle der Massen von unterprivilegierten Armen, Schwachen, Marginalen, usw., wobei z. B. der Leninkult im sowjetischen Bereich dem zu widersprechen scheint. Die sowjetische Geschichtsschreibung weist die meisten Beispiele dafür auf. Die Übernahme des thematischen Feldes der marxistischen Geschichtsschreibung seitens nichtmarxistischer Historiker hat das fehlende Gleichgewicht hergestellt. Am deutlichsten kann dieses Phänomen am Beispiel der Historiographie der Geschichte des Proletariates und Arbeiterbewegung verfolgt werden.

Im französischen und anglo-sächsischen Sprachraum hat sich die Beschäftigung mit der «Geschichte der Marginalen» als Sozialgeschichte behaupten können. Namhafte Gelehrte und Historiker haben der Geschichte der unterprivilegierten sozialen Schichten die Geschichte der «Abweichler» hinzugefügt: Geschichte des Wahnsinns, der Kriminalität, der Prostitution usw. Aus diesen Ansätzen haben sich wiederum Spezialgebiete der Forschung und Lehre bilden können, die integrierend und multidisziplinär auch Probleme wie z. B. die Geschichte der Emanzipation der Frauen, der Schwarzen, die Geschichte der Kinder und Kindheit, von religiösen Sekten, Freimaurern, der Homosexuellen usw. untersuchen.

In der westdeutschen Geschichtsschreibung wurden diese Ansätze, die hauptsächlich aus dem anglo-sächsischen, französischen, polnischen und russischen Sprachraum kommen, mit einer gewissen Verspätung (gegenüber dem italienischen, spanischen, niederländischen, und schwedischen Sprachraum) übernommen. Zunächst führte der Ansatz von Werner Conze und seinen Schülern jedoch immerhin dazu, dass man sich systematisch mit der Geschichte der Arbeiterbewegung zu beschäftigen begann. Diese Bemühungen setzten Mitte der sechziger Jahre ein. Der Durchbruch zur Sozialgeschichte schliesslich, der auch eine Hinwendung zu bisher wenig beachteten Minderheiten und Randgruppen der Geschichte mit einschloss, erfolgte in den siebziger Jahren und ist insbesondere mit Hans-Ulrich Wehler und dessen Anhängern verbunden. Vorläufer gab es aber schon um 1920.

In der ostdeutschen Geschichtswissenschaft hat sich seit über 30 Jahren – im Gegensatz zu der Geschichtsschreibung in der Bundesrepublik – eine Geschichtsschreibung, die die Geschichte als Klassenkampf betrachtet, etabliert. Sie weist aber die schon erwähnten Schwächen des marxistischen Ansatzes auf. Dadurch, dass der Ursprung des Ansatzes im Bereich der Politik liegt, sind die erzielten Ergebnisse viel zu stark zeitabhängig und damit wissenschaftlich kurzlebig.

Die historische und historiographische Entwicklung der Schweiz und Österreichs hat die oben genannten, politisch bedingten Extreme aus Ost- und Westdeutschland nicht zu vermerken. Sie hat aber auch einen Einfluss auf die Entwicklung ost- und westdeutscher Geschichtsschreibung ausgeübt, der in der Schweiz mit den Namen Grimm, Fueter, Gittermann und Braun, Mattmüller, Stadler, Imhof zu umschreiben ist.

## I.

Ein spezieller und wenig untersuchter Problembereich in der internationalen Fachliteratur ist des weiteren der Bereich Marginalität im Kontext des wissenschaftlichen Wandels.

Als marginale Wissenschaftler vom Bezugsort einer wissenschaftlichen Disziplin mit hinreichender theoretischer und institutioneller Identität können Gelehrte gelten, die am Rande dieser Disziplin stehen, entweder deshalb, weil ihren Arbeiten von der Disziplin nicht voll anerkannte Methoden zugrundeliegen oder sie sich mit am Rande des akzeptierten allgemeinen Objektbereiches der Disziplin liegenden Themen befassen bzw. zu nichtkonformen Ergebnissen gelangen, oder weil sie aus nichtwissenschaftlichen d.h. sozialen Gründen der verschiedensten Art nicht von der die Disziplin beherrschenden Gemeinschaft der Wissenschaftler (Zunft) anerkannt werden. Die Lebensgeschichte und die Arbeiten der marginalen Gelehrten sind, da sie kaum zur Kenntnis genommen bzw. verworfen werden, als Marginalen der jeweiligen Fachwissenschaft anzusehen.

Die Professionalisierung der Gelehrten durch die Institutionalisierung eines formellen Sozialisations- und Qualifizierungssystems ab Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland und die gleichzeitige institutionelle Etablierung der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen als abgegrenzte mehr oder weniger eigenständige Fächer führte auf der einen Seite dazu, dass die wissenschaftliche Tätigkeit zu einer kontinuierlichen und zusammenhängenden Aktivität und die Qualifikation der Gelehrten bzw. insbesondere des Nachwuchses einer mehr oder weniger systematischen ständigen Kontrolle unterworfen wurde.

Auf der anderen Seite brachten diese Reformen des Wissenschaftsbetriebes die Gefahr mit sich, dass die einmal eingespielten Kontroll- und Rekrutierungsroutinen zur Erstarrung des Betriebes führen, d.h. Innovation und wissenschaftlichen Wandel verhindern. Neue Methoden, Theorien und Forschungsergebnisse setzen sich in der Wissenschaft nämlich nicht schon deshalb durch, weil sie streng wissenschaftlich, d.h. nach den anerkannten Regeln der Logik und Empirie «besser» bzw. «wahrer», «zutreffender» usw. sind als ihre Vorgänger. Es bedarf vielmehr der Bereitschaft der massgebenden Gelehrten, das Neue überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, vorbehaltlos zu prüfen und gegebenenfalls die alten, eigenen Vorstellungen aufzugeben. Welche Schwierigkeiten hieraus erwachsen können, ist ohne weiteres einsichtig und vielen Wissenschaftlern aus persönlicher Erfahrung nur allzu bekannt.

Das Problem der Behauptung des Neuen liegt aber noch tiefer. Es gibt nämlich überhaupt keine völlig unabänderlichen Verfahrensprinzipien, mit deren Hilfe die Grenze zwischen zutreffenden und irrgen Vorstellungen in der Wissenschaft jederzeit zuverlässig festgelegt werden könnte. Der wissenschaftliche Dialog mit dem Ziel der Akzeptierung der einen und der Verwerfung anderer Sätze ist nämlich ein sozialer Vorgang, in dem nicht nur rationale, sondern auch praktische Argumente vorgetragen werden, und in dem Handlungsstrategien zur Anwendung kommen, mittels derer die Akzeptierung bzw. Verwerfung von Sätzen zu fördern bzw. zu verhindern versucht wird. Zwar können diese Handlungsstrategien nicht beliebig Argumenten zur Geltung verhelfen, weil jeder wissenschaftliche Dialog an seinen sprachlichen und historischen Kontext gebunden ist. «Gerade die Tatsache aber, dass es sich bei Argumentationen um soziale Prozesse handelt und Durchsetzungsstrategien im Spiel sind, zwingt zu dem korrespondierenden Schluss, dass Argumente andererseits auch nicht notwendig aufeinander bezogen sind. Es ist also nicht etwa so, dass die Durchsetzungsstrategien gar keine oder bestenfalls eine periphere Bedeutung haben, sondern Argumente verdanken ihre Geltung umgekehrt den sie stützenden Strategien.»<sup>4</sup> Je weniger systematisch aber eine Wissenschaft ist, je weni-

4 PETER WEINGART, *Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalisierungsstrategie*, in: derselbe (Hg.): *Wissenschaftssoziologie*, Bd. II, Frankfurt a. M. 1974, S. 11–38, hier S. 23.

ger eindeutig ihre methodischen Standards sind, desto bedeutsamer ist das Verhalten der massgebenden Fachvertreter, desto grösser der Ermessensspieldraum dieser Personen und damit die Bedeutung von Handlungsstrategien.

Die Konsequenz für die Geschichtswissenschaft liegt auf der Hand: «Eine strenge Beweisbarkeit geschichtswissenschaftlicher Forschungsergebnisse ... gibt es nicht», wie kein anderer als Gerhard Ritter einmal eindeutig feststellte<sup>5</sup>. Die Geschichtswissenschaft gehört also zu den Wissenschaften mit relativ weniger eindeutigen Standards. Das bedeutet, dass der Ermessensspieldraum derjenigen Historiker, die über die Annahme oder Verwerfung von neu vorgelegten historischen Erkenntnissen entscheiden, besonders gross ist, es mithin in der Geschichtswissenschaft ganz besonders wichtig ist, welche Auffassungen in der Zunft vorherrschen und wie sich die entscheidenden Gelehrten tatsächlich verhalten.

Damit sind die zwei Problemkreise angedeutet, mit denen sich dieser Aufsatz am Objekt der deutschen Geschichtswissenschaft in der Periode des etablierten Historismus, d. h. von ca. 1830 bis ca. 1970, befasst<sup>6</sup>. Erstens geht es um das Problem der Marginalität als eine Verhaltengeschichte. Wenn man die Beziehung von Elite und Marginalen am Beispiel der Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft untersucht, erhält man als Dominante ein Verhaltensmuster, das auf die Bekämpfung und Eliminierung der jeweiligen wissenschaftlich Andersdenkenden gerichtet ist. Verschmelzungen der ursprünglich unterschiedlichen Gruppen (Elite-Marginale) oder ein Aufbau von Rahmenbedingungen, die beide Gruppen in einem dynamischen Gleichgewicht innerhalb einer Gemeinschaft zu Worte kommen lassen, wie dieses z. B. im anglo-sächsischen oder französischen Sprachraum vorkommt, sind nicht zu verzeichnen. Mit der oben erwähnten Tendenz der Eliminierung der jeweils anderen mit unterschiedlichen kulturellen und wissenschaftlichen Wertvorstellungen hat sich innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft ein bipolares Bekämpfungssystem ausgedehnt, das letzten Endes eine immanente, den Mittelweg fördernde wissenschaftliche Bewegung erzeugt.

Zweitens geht es um das Problem der Entwicklungsgeschichte einer nationalen Geschichtsschreibung, die durch von ihr aufgebaute Wertsysteme und Verhaltensnormen die Stellung einer wissenschaftlichen Grossmacht erreicht hat, aber nicht halten konnte. Zweifellos ist dieses Problem in einem viel breiteren historischen und kulturellen Kontext zu betrachten. Es ist aber die Tatsache nicht zu umgehen, dass gegenwärtig (gemäss dem Statistischen Jahrbuch der UNESCO, 1982) ca. 30% der Übersetzungen im Fachgebiet Geschichte und Geographie aus dem englischen Sprachraum entstammen und ca. 20% aus dem französischen Sprachraum. An der Gesamtzahl der Übersetzungen der Welt in dem erwähnten Fachgebiet nehmen die Werke der Gelehrten aus der Bundesrepublik, DDR, Schweiz und Österreich nur 10% ein.

Die Gegenüberstellung dieses Prozentanteils zu dem doppelten Beitrag (ca 20% der Gesamtzahl der Übersetzungen), den die Gelehrten des deutschsprachigen Raumes auf dem Gebiet der angewandten Wissenschaft leisten, berechtigt eine spezielle Untersuchung, die sich der facheigenen, immanent wissenschaftlichen Traditionen und Entwicklungen der deutschen Geschichtswissenschaft widmet.

5 GERHARD RITTER, *Wissenschaftliche Historie, Zeitgeschichte und «politische Wissenschaft»*, in: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jahreshefte 1957/58, S. 54–74, hier S. 59.

6 Vgl. dazu jetzt auch WOLFGANG WEBER, *Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft 1800–1970*. Diss. phil. Augsburg 1982.

Die folgenden Ausführungen basieren nur teilweise auf speziellen ausgedehnten Studien<sup>7</sup>. Der erste Problemkreis kann hier deshalb nurmehr theoretisch-exemplarisch behandelt werden. Dieser Nachteil ist jedoch weniger gravierend als es zunächst scheinen mag. Denn beide Problembereiche stehen in einem engen Bezugsverhältnis zueinander. Sie betreffen zwei Aspekte eines und desselben Sachverhaltes, nämlich der Frage nach den Bedingungen des Wandels in der Wissenschaft ganz allgemein bzw. speziell in der Geschichtswissenschaft.

\*

Die zwei in einem unauflöslichen Wechselseitverhältnis stehenden, faktisch häufig nicht zu entwirrenden Ursachen- und Motivstrukturen der Marginalisierung sind das fachlich verfasste Wissen und die soziale Konstitution des Faches. Entsprechend kommt es zu Marginalisierungen entweder bei Unvereinbarkeiten auf der Ebene des Wissens oder auf der Ebene der sozialen Verfassung der Disziplin oder bei Unvereinbarkeiten auf beiden Ebenen. Der marginale Gelehrte kann Nonkonformist sein, d. h. in den wissenschaftlichen Standards abweichende Auffassungen vertreten. Je nach dem, was die herrschende Elite als wissenschaftliche Standards definiert und normiert, können hierunter auch politische Vorstellungen fallen. In der Regel geht der Streit aber um abweichende Konzepte, Methoden, Themen und Ergebnisse, die der Elite erlauben, das Werk des Nonkonformisten als «wissenschaftlich ungenügend» zu verdammen. Der Nonkonformist ist damit als ein Gelehrter abgestempelt, der keine oder keine ausreichende «wissenschaftliche Leistung» erbracht hat, und zwar wie in der Regel in einem bestimmten Fach, oder aber in der Wissenschaft ganz allgemein, wenn unter den etablierten Vertretern ein Konsens über deren Standards besteht.

Es ist zwar richtig, dass prinzipiell ein einzelnes nonkonformistisches Werk noch nicht den ganzen Gelehrten marginalisieren muss. Dies kann sogar manchmal seine wissenschaftliche Machtposition stärken. Je weiter der betreffende Autor aber vom Zentrum der Disziplin entfernt ist, sei es als junger Nachwuchsgelehrter oder als Privatier, desto häufiger wird die Marginalisierung eintreten. Das gleiche gilt in Bezug auf die Distanz, die die von einem nonkonformistischen Autor vertretenen Auffassungen zu den anerkannten wissenschaftlichen Standards einnehmen. Je weiter sie sich entfernen, desto grösser ist die Tendenz zur Marginalisierung. Selbst ein im Zentrum einer Disziplin agierender Gelehrter kann marginalisiert werden, nämlich dann, wenn er plötzlich zwischen sich und seiner Zunft einen unüberbrückbaren Graben aufreisst.

Der marginale Gelehrte kann aber auch mit den herrschenden wissenschaftlichen Standards voll übereinstimmen, ja sie vehement nach aussen vertreten und dennoch Aussenseiter bleiben. In diesen Fällen liegt eine Unvereinbarkeit auf der sozialen Ebene vor. Der Gelehrte wird mit seinem im Grunde akzeptablen Werk nicht akzeptiert, weil er in bezug auf seine soziale, landsmannschaftliche oder konfessionelle Herkunft, seine ihm den Lebensunterhalt sichernde Erwerbstätigkeit, sein als nicht standesgemäß empfundenes Verhalten oder seine im vorwissenschaftlichen Bereich vertretenen Auffassungen ganz allgemein vom Establishment abgelehnt wird. Besonders in diesen Fällen bringen die massgebenden Fachvertreter oft nicht einmal die Bereitschaft auf, die Werke dieser Aussenseiter auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Mehr noch: wie in den nachfolgenden Ausführungen gezeigt werden wird,

7 ROBERT DEUTSCH, *Cross-cultural History as Challenge*; forthcoming in *American Historical Review*, 1984.

wird häufig der Versuch unternommen, jegliche Diskussion dadurch zu verhindern, dass der entsprechende Diskussionsgegenstand unterdrückt oder verschwiegen wird. Immer fehlt es dann an entsprechenden Verteidigern bzw. Promotern der Sache bzw. Person, weil, wie oben festgestellt, die Argumentation allein eben nie den Durchbruch erzielen kann. Das gilt auch für den Fall, dass ein Wissenschaftler keine eigenen ihm treuen Nachfolger heranzuziehen imstande ist. Erfolge zur Lebenszeit, die sich im Beifall und in ständigem, gelegentlich auch zeremoniellen Zitieren manifestieren, können sich hier nach dem Tode in Marginalität verwandeln.

Diesem Vorgang liegt ein komplexer, je nach den Umständen unterschiedlich gewichteter Prozess der Anpassung bzw. der Imitation zugrunde. Im Regelfall werden solche Marginalen am erfolgreichsten sein, die sich in schon akzeptierter Kleidung vorstellen. Auf der anderen Seite können sich auch marginale Entwürfe durchsetzen, die in bewusster, fast völliger Absetzung von den herrschenden Modellen und Eliten entstanden sind. Dass die Elite ihre eigenen Normen und Verfahrensweisen aufgibt, sie mit denen der Marginalen auswechselt und damit sich selbst marginalisiert oder marginalisieren lässt, geschieht jedoch wie angedeutet meist nur in einer Ausnahmesituation: Entweder dann, wenn die Disziplin eine weitgehende Krise ihrer Identität erlebt, die sie mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu lösen vermag, oder wenn sie sich in einer gesamthistorisch-politischen Umbruchssituation befindet. Handelt es sich wie bei der Geschichtswissenschaft überdies um eine Disziplin, deren Wissen eher «Bildungs-» und «Orientierungswissen» ist, dann ist diese Disziplin gegenüber gesellschaftlichen, kulturellen, politischen u. a. Einflüssen relativ offener bzw. die Anbindung an die gesellschaftlichen Machtverhältnisse relativ direkter, was unter Umständen zur Folge hat, dass der wissenschaftliche Wandel auch ohne Rücksicht auf die bisher herrschenden Vorstellungen von aussen erzwungen oder sehr stark beeinflusst werden kann.

## II.

Die Situation am Beginn des 19. Jahrhunderts, in der das Fach Geschichte erst eigentlich entsteht, ist eine Umbruchssituation. Der gesamte Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb wird von einem grundlegenden Wandel erfasst. Der Wissenschaftler wird allmählich von einem Wissensverwalter (= Gelehrter im ursprünglichen Sinn) zum Forscher, d. h. seine Hauptaufgabe besteht nunmehr in der gezielten Erarbeitung neuen Wissens anstatt der blossen Weitergabe von schon Bekanntem. Gleichzeitig ändert sich die Stellung der Philosophischen Fakultät, von der wesentliche Impulse hin zum Postulat der Forschung ausgehen. Von der propädeutischen Anstalt wird sie zur gleichberechtigten Fakultät, die ihre Professoren nicht mehr an eine der höheren Fakultäten abgibt und von ihnen nicht mehr die Beherrschung aller in ihrem Bereich vertretenen Wissensgebiete verlangt. Vielmehr setzt eine deutliche Spezialisierung ein. Die Einheit der Wissenschaft wird zu einer Vielheit abgegrenzter Fächer mit eigenem Personal und eigener Nachwuchsrekrutierung anhand eigener Leistungsstandards<sup>8</sup>.

Der Ausbildungsverlauf wird formalisiert und reglementiert, Ausbildungsinstitutionen wie z. B. Seminare werden errichtet. Fachspezifische Promotion und Habilitation werden zu entscheidenden Schleusen im Sozialisations- und Selektionspro-

<sup>8</sup> Vgl. zu diesem Wandel die hervorragende Arbeit von ROY STEVEN TURNER, *The Prussian universities and the research imperative 1806 to 1848*. Diss. Princeton University 1973.

zess des wissenschaftlichen Nachwuchses. Anstatt sich an vorgegebene Lehrbücher und Kompendien halten zu müssen, verfügt der Wissenschaftler jetzt über die Freiheit, eigene Schwerpunkte zu setzen und eigene Ideen zu verwirklichen.

In dieser Situation hat naturgemäß diejenige Richtung die grösste Aussicht auf Durchsetzung der eigenen Vorstellung als Normen des Gesamtfaches, die es versteht, diese Neuordnung sich dienstbar zu machen und im eigenen Interesse zu steuern. Je nach den konkreten historischen Umständen wird dabei diese oder jene Richtung einen Startvorteil für sich verbuchen können.

Die Geschichtswissenschaft in Deutschland war am Anfang des 19. Jahrhunderts an fast allen Universitäten mit einem Lehrstuhl an der Philosophischen Fakultät vertreten<sup>9</sup>. Wissenschaftlich war sie überwiegend durch die Spätaufklärung geprägt, ohne jedoch über ein durchgehendes gemeinsames Paradigma zu verfügen. Die Aufklärungshistoriker gingen, nachdem sie bereits «die historische Quellenkritik systematisch gefördert» hatten, «von den besonders für die Rechtswissenschaft wichtigen diffizilen Exaktheitsbeweisen bei Urkunden ... zu konstruktiven kritischen Versuchen an erzählenden Quellen über», und zwar «nicht zuletzt nach dem Vorbild der Bibelkritik, die sich nicht leisten konnte, bei destruktiven Ergebnissen stehenzubleiben»<sup>10</sup>. Zur kritischen Geschichtsschreibung, d.h. einer Verbindung von kritischer Quellenforschung und erzählender Darstellung, stiess sie aber noch nicht vor. Genau diese schwieerte jedoch vielen Historikern der Zeit als Ziel vor, zumal die epochemachenden Ereignisse der Freiheitskriege das Bedürfnis nach originaler, lebendiger Information über die Geschichte Deutschlands erheblich verstärkt hatte.

In dieser Situation gelang es dem bis dahin ganz unbekannten Gymnasiallehrer aus Frankfurt an der Oder, Leopold von Ranke, als erstem, ein Geschichtswerk fertigzustellen, das Quellenforschung und lebendige Darstellung in bislang unerreichter Weise integrierte. Rankes Vorbild und Anreger war der in der Tradition der Aufklärung stehende Leipziger Historiker Gustav Adolf Stenzel, der selbst die kritische Geschichtsschreibung über das Mittelalter begründete, aber mit seiner Darstellung erst wenig später als Ranke fertig wurde<sup>11</sup>. Obwohl die «Geschichten der romanischen und germanischen Völker» – um dieses Werk Rankes handelte es sich – auch in der darstellerischen Qualität für die Zeitgenossen viel zu wünschen übrig liessen und daher diesbezüglich nur von «geringer Wirkung»<sup>12</sup> waren, fanden sie doch ein gewisses Echo. Dem Autor gelang es nämlich, durch Anwendung der schon bekannten quellenkritischen Methoden unter anderem die Glaubwürdigkeit desjenigen frühneuzeitlichen Geschichtsschreibers zu erschüttern, der bislang als die Autorität für die Geschichte Italiens und der europäischen Italienpolitik angesehen wurde: Francesco Guicciardini (1483–1540)<sup>13</sup>. Wesentlicher als der rückblickend im Ganzen durchaus bescheidene wissenschaftliche Zugewinn, den dieses Buch brachte, war für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland aber die Tatsache, dass es Ranke in höchst effizienter Weise verstand, seine Leistung und damit sich selbst entsprechend nach aussen darzustellen und damit in eine Position zu gelangen, die ihm nachhaltigen Einfluss verschaffte.

9 Siehe dazu im Überblick JOSEF ENGEL, *Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft*, in: HZ 189 (1950), S. 223–378.

10 ERNST SCHULIN, *Rankes Erstlingswerk oder der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit*, in: derselbe, *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch*, Göttingen 1979, S. 44–64, hier S. 45. Hieraus auch das Folgende.

11 SCHULIN ebd.

12 SCHULIN a.a.O. S. 50.

13 a.a.O. S. 49.

Was sein Ziel war, sprach er selbst in aller Eindeutigkeit aus: «Meine einzige Absicht für dies Leben ist, meine wissenschaftliche Idee durchzusetzen.»<sup>14</sup> So begnügte er sich in voller Absicht bei seinem Erstlingwerk nicht mit einer historischen Darstellung, sondern fügte einen kritischen Anhang bei, um «Freunde unter den Gelehrten zu erwerben»<sup>15</sup>. Parallel dazu pflegte er seine Beziehung zu Friedrich von Raumer, der als einflussreicher ehemaliger Ministerialbeamter 1819 einen Lehrstuhl an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität übernommen hatte und mit dem Ranke schon seit längerem familiären Kontakt unterhielt. Kurz vor Veröffentlichung seines Buches besuchte Ranke Raumer in Berlin. Ein entsprechendes Gutachten Friedrich von Raumers über Rankes Werk reichte wenig später völlig aus, Ranke als für die Übernahme einer Professur, möglicherweise ebenfalls in Berlin, als wissenschaftlich geeignet erscheinen zu lassen<sup>16</sup>. Der ehrgeizige Oberlehrer unternahm aber noch mehr, um sein Ziel einer Universitätsprofessur zu erreichen. Ohne dieses Ziel anzusprechen, übersandte er sein Buch an die beiden wichtigsten Beamten im preussischen Kultusministerium und versuchte in Begleitschreiben, diese Herren für sich einzunehmen. Seine Absicht gelang nicht zuletzt deshalb, weil er in der in seinem Werk zum Ausdruck kommenden politischen Tendenz genau den Auffassungen der beiden Beamten entsprach<sup>17</sup>. Ausserdem liess Ranke den beiden einflussreichsten Historikern seiner Zeit, nämlich A. H. L. Heeren und B. G. Niebuhr, Exemplare seiner Arbeit zukommen, um sich deren Unterstützung zu versichern. Niebuhr bezeichnete er bei dieser Gelegenheit als «cardinalis patronus» aller Historiker, dessen Römische Geschichte er immer wieder mit Gewinn gelesen habe und dem gegenüber er «Dankbarkeit nicht allein zu fühlen, sondern womöglich zu bezeigen» entschlossen sei<sup>18</sup>. Ranke näherte sich Niebuhr damit als Klient, der von seinem Patron eine bestimmte Leistung erbittet, die in dessen Kompetenz fällt, und im Gegenzug künftige Dankesleistungen anbietet.

Das Ergebnis dieser Vorgänge ist bekannt. Ranke erhielt eine ausserordentliche Professur für Geschichte in Berlin, wenngleich zunächst nur als Lückenbüsser und mit der Massgabe, mit einer eventuellen Versetzung z. B. nach Halle schon vorab einverstanden zu sein<sup>19</sup>. Die Philosophische Fakultät und die Fachkollegen ausser Raumer waren an der Einsetzung in keiner Weise beteiligt. Der Begründer der modernen Geschichtswissenschaft schaffte den Sprung aus der Marginalität in die Elite also mit Hilfe persönlicher Beziehungen und des Staates, aber natürlich auch dank einer wesentlichen Leistung.

Ranke nahm in der Folgezeit jedoch die ihm gebotenen Chancen so nachdrücklich wahr, dass darin durchaus ein wesentlicher Teil seiner Meisterschaft zu sehen ist. Er nützte die ihm dank seiner Persönlichkeit und seiner wissenschaftlichen wie politischen Verdienste von der preussischen Regierung gewährten günstigen Lebens- und Arbeitsumstände zu einer immensen wissenschaftlichen Produktion, zur Festigung seiner akademischen Position, der effizienten Bildung einer eigenen Schule und zur gezielten Unterbringung seiner Schüler auf entsprechende Positionen. Es gelang ihm mit anderen Worten tatsächlich, seine wissenschaftliche Idee durchzusetzen, d. h. seine Auffassungen zu den Standards des Faches zu machen und

14 L. von Ranke an Heinrich Ranke vom 26. 11. 1835, in: L. VON RANKE, *Das Briefwerk*. Eingeleitet und hg. von W. P. FUCHS, Hamburg 1949. S. 271–273, hier S. 272.

15 L. von Ranke an Heinrich Ranke 17. 4. 1824 a.a.O. S. 59–60, hier S. 60.

16 GUNTER BERG, *Leopold von Ranke als akademischer Lehrer*. Göttingen 1968. S. 22.

17 SCHULIN, *Rankes Erstlingswerk* (Anm. 10), S. 47.

18 Ranke an B. G. Niebuhr, in: *Briefwerk* (Anm. 14), S. 69–71, hier S. 71.

19 Vgl. BERG, *Ranke* (Anm. 16), S. 23.

seine Schüler als die unter diesen Standards geeignetsten Kandidaten in die entscheidenden Machtpositionen zu bringen. Ohne den durch seine Werke stets von neuem bekräftigten Nachweis, dass er es tatsächlich meisterhaft verstand, kritische Geschichtsforschung und Geschichtserzählung in literarischer Qualität optimal zu vereinen, wäre ihm dies sicherlich nicht gelungen. Ebensowenig aber auch, wenn er ausschliesslich Bücher geschrieben und auf ein soziales Management seiner Karriere verzichtet hätte.

Freilich hatte Ranke auch Konkurrenten, die ebenfalls wichtige Positionen erreichten und eigene Schulen bildeten. Der wichtigste unter diesen Rivalen ist Johann Gustav Droysen, der von der neueren Forschung als zweiter Begründer des Historismus angesehen wird: Während Ranke die «objektive» Form des Historismus verkörpere, stelle Droysens Entwurf die «handlungsleitende» Form dar<sup>20</sup>.

\*

Aber alle auf die Dauer erfolgreichen Konkurrenzrichtungen mussten sich an die Normen der von Ranke und Droysen begründeten Tradition anpassen. Tatsächliche oder auch nur vermeintliche alternative Entwürfe konnten sich bald nicht mehr durchsetzen, sondern wurden mitsamt denjenigen Gelehrten, die sie vertraten, marginalisiert. Dies galt sowohl für die verschiedenen Versuche, das Erbe der Geschichtswissenschaft der Aufklärung mehr oder weniger ungebrochen weiterzuführen, als auch für rivalisierende Lösungen des Problems einer Verbindung älterer und neuerer Elemente der Historie, von späteren radikalen Neuentwürfen wie z. B. der marxistischen Konzeption ganz zu schweigen. F. C. Schlosser, Carl von Rotteck und andere sind die unglücklichen Fortsetzer der Aufklärungshistorie. Gervinus fällt in die Kategorie der gescheiterten Alternativentwürfe einer Kombination neuer und alter Elemente der Geschichtswissenschaft.

Dass die Ausschaltung der Opponenten stets gelang, ist auf die Wechselwirkung zwischen den inhaltlichen Aspekten des historistischen Paradigmas bzw. bestimmter Interpretationen dieser Aspekte und den Verhaltensweisen der historistischen Historiker zurückzuführen.

Die neue historische Geschichtswissenschaft konzentrierte sich wie Philologie und Theologie, der die meisten ihrer Vertreter entstammten, auf die Heranziehung schriftlicher Quellen und entwickelte eine an der Biblexegese orientiert spezifische kritisch-verstehende Erkenntnismethode. Diese Methode vereinigte wie das gesamte Paradigma zwei Komponenten in sich, die je nach Persönlichkeit des Gelehrten und je nach den historischen Umständen unterschiedlich betont wurden. Die «rationale» Komponente war der Bereich der unmittelbaren Quellenbearbeitung und Quellenauswertung, wo die freilich wie gesagt keineswegs gänzlich neue Vorgehensweise ohne Zweifel einen erheblichen Zugewinn an Wissenschaftlichkeit darstellte. Diese mit der Variante Leopold von Ranks am engsten verknüpfte Komponente war denn auch in der ersten Entwicklungsphase das Vehikel, mit dem die Vertreter älterer Vorstellungen verdrängt wurden. Konkret: Historistische Kritik an den Darlegungen Schlossers o.ä. Gelehrter setzte sich insbesondere deshalb durch, weil es den neuen Historikern häufig relativ leicht fiel, bestimmte Behauptungen dieser Gelehrten als nach den Quellen schlicht unzutreffend zu widerlegen. Parallel dazu verlief der in seiner Bedeutung für die Abstützung des neuen Paradigmas nicht zu unterschätzende Prozess der fortlaufenden, in diesem Ausmass vorher nicht

20 ERNST SCHULIN, *Historismus und Teleologie*, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 5 (1982), S. 131–142, hier S. 138ff.

gekannten Erschliessung und Edition neuer Quellenbestände. Auch die Daten, die aus diesem neuen Material gewonnen wurden, dienten zur Überwindung älterer Vorstellungen<sup>21</sup>.

Die zweite, letztlich «irrationale» Komponente waren die expliziten und mehr noch die unausgesprochenen Vorannahmen über das Wesen der Geschichte und der Geschichtswissenschaft allgemein bzw. über die Aufgabe und Stellung des Historikers im besonderen, die grundsätzlich ebenso schlecht oder ebenso gut beweisbar und damit legitim waren wie die Vorstellung, die etwa die Historiker der Aufklärung diesbezüglich hatten. Dieses Element spielte in der späteren Auseinandersetzung mit denjenigen gegnerischen Auffassungen, die die neue systematisierte Methode der Quellenkritik übernommen hatten, also nicht mehr als von der Arbeitsweise her hoffnungslos veraltet abgetan werden konnten, die entscheidende Rolle. Konkret lässt sich dieser Aspekt z.B. an einem Zitat J. G. Droysens aufzeigen. Droysen, der sich auch hier von den eher positivistischen Vertretern der Ranckeschen Tradition absetzte, schrieb anlässlich der Kontroverse des protestantischen Historismus mit der katholischen Geschichtsschreibung Johannes Janssens recht ironisch: «Die neueren Historiker wollen ‘objektiv’ die Geschichte in den aufgefangenen Regentropfen, in den Urkunden und Quellen und wie das Zeug weiter heißt, finden und werden bloss langweiliger, rechthaberisch und konfus. Janssen beweist auf ganz methodischem Wege, mit glänzender Gelehrsamkeit und triumphierendem Lächeln, dass die Blüte des Menschengeschlechts das 15. Jahrhundert und Luther ein Lump und Greuel war, der mit seiner groben Faust die glücklichste Entwicklung der Menschheit zerschlagen, sie in ein Chaos verwandelt hat. Und die starren Methodiker ... wissen sich seiner nicht zu erwehren, müssen ihm da und dort recht geben.»<sup>22</sup>

In einer solchen Situation musste die Auseinandersetzung auf die mehr weltanschaulich-philosophische Ebene verschoben werden, d.h. mussten Argumente und Argumentationshilfen eingesetzt werden, die ihren Ursprung in der «irrationalen» Komponente des Historismus hatten. So wurde erstens betont, dass die kritischen Methoden der Quellenauswertung «an sich noch kein ausreichendes Ergebnis geben, dass es Werkzeuge sind, die in der Hand des einen viel, in der des anderen unendlich wenig besagen»<sup>23</sup>, und dass der Historiker zweitens «in der Lage und willens» sein müsse, «in der Geschichte hinter den äusseren Richtigkeiten die innere Wahrheit zu finden»<sup>24</sup>.

Die «äusseren» Richtigkeiten von der «inneren Wahrheit» zu trennen, das aber behielten sich die Angehörigen der historistischen Elite vor, deren Kompetenz auf diese Weise eine neuerliche Bekräftigung erhielt. Mit diesem Argument konnte sogar der Bedrohung entgegengetreten werden, die sich für die traditionellen Geisteswissenschaften und damit auch und insbesondere für die Geschichtswissenschaft aus dem Aufstieg der Naturwissenschaften ergab. Wie bereits W. J. Mommsen feststellte, nahmen die Historiker die Irritationen, die sich aus dem Erfolg der Naturwissenschaften ergaben, nämlich nicht zu einer vorbehaltlosen Prüfung ihrer

21 Die Förderung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde bzw. *Monumenta Germaniae Historica* durch Ranke, die unabhängig von ihm entstanden war, hat diesem sehr viel Einfluss eingebracht.

22 Siehe Anm. 54.

23 FRIEDRICH MEINECKE, *Ranke in der Auffassung von Ottokar Lorenz und die Generationenlehre* (1891), in: derselbe, Werke Bd. VII, München 1968, S. 41–49, hier S. 47f.

24 HANS ROTHFELS, *Friedrich Meinecke*. Berlin-Dahlem 1954. S. 8. Der Meineckeschüler Rothfels beschreibt hier die Auffassung seines Lehrers, die dieser wiederum von seinem Lehrer J. G. Droysen übernommen hatte.

eigenen Grundsätze zum Anlass. Sie igelten sich vielmehr in ihren einmal eroberten Stellungen ein<sup>25</sup>. Der so deutlich empfundenen Bedrohung durch eine neue Art von Rationalität setzten sie also ein Bekenntnis zur Irrationalität entgegen. Nicht zufällig erlebt der Historismus in der schwierigen Zeit um den Ersten Weltkrieg und unmittelbar danach einen neuen Höhepunkt durch den «Cult of Irrationalism» Friedrich Meineckes<sup>25a</sup>.

Die genannten Komponenten des neuen Paradigmas hatten auch für die Rekrutierung des Nachwuchses wesentliche Konsequenzen, und zwar insbesondere, weil die vom Staat als Träger des Wissenschaftsbetriebs konzidierte Regelung der Besetzung der Lehrstühle durch Kooptation die entscheidende Rahmenbedingung hierfür schaffte.

Die «rationale» Komponente als verbessertes System handwerklicher Techniken der Quellenauswertung ermöglichte eine gezielte Erziehung von Studenten durch schulmässiges Einüben, was z. B. die Historiker der Aufklärung in diesem Masse nicht konnten. Das hat vor Jahren bereits Franz Schnabel hervorgehoben<sup>26</sup>. Die «irrationale» Komponente hingegen mit ihrem je länger desto mehr kanonisierten Verstehensprinzip bildete die Basis für Ausbildungsziele und Qualitätsnormen, die von den etablierten Vertretern des Historismus ausgedeutet und angewandt werden konnten. Der Nachwuchs musste sich nicht nur in der Anwendung objektiv prüfbarer Fertigkeiten und Kenntnisse bewähren, sondern hatte wenigstens im Regelfall auch zu beweisen, dass er jenseits dieser Elemente angesiedelte Grundauffassungen seines Lehrers übernommen hatte.

Wie aber nutzten die Inhaber der entscheidenden Positionen, d. h. die Lehrstuhlinhaber für Geschichte, die im Gefolge des Siegeszuges des jungen Historismus in ihre Professuren gekommen waren, ihre Entscheidungskompetenz?<sup>27</sup> Der objektive Niederschlag ihrer Urteile und Entscheidungen ist eindeutig: Die Geschichtswissenschaft in Westdeutschland war bis in die jüngste Zeit hinein vergleichsweise einheitlich, die Gemeinschaft der etablierten Historiker eine über weite Strecken «geschlossene Gesellschaft».

Wie sind aber unter diesem Blickwinkel die mehr oder weniger bekannten Fälle von Marginalität in der deutschen Wissenschaft bzw. in der Geschichtswissenschaft einzurordnen, wenn wir als vorläufigen Indikator für Marginalität die Nichterreichung oder Vertreibung von einer hohen akademischen Position annehmen? Die ausschliesslich aus staatspolitischen Motiven durch die politische Zentrale initiierte und exekutierte Marginalisierung soll hier nicht berücksichtigt werden. Ebenso soll das Problem, inwiefern die innere Konstitution der marginalen Gelehrten selbst eine Rolle spielt, nur angedeutet bleiben. Was im Zentrum unserer Betrachtung steht, ist vornehmlich der Schnittbereich der Wechselwirkungen zwischen etablierter Disziplin und sie umgebender Peripherie.

Allerdings darf nicht übersehen werden, dass auf der Ebene der jeweiligen Einzeldisziplinen dasjenige Grundproblem sich direkt stellt, mit dem jede Erforschung von Marginalisierungsprozessen in der Wissenschaft konfrontiert ist: dass nämlich zwischen sozialer und wissenschaftlicher Argumentation bzw. Konfrontation aus

25 WOLFGANG J. MOMMSEN, *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*. 2. Auflage. Düsseldorf 1972. S. 14f.

25a GERALD STRAUSS, *Meinecke, Historismus and the Cult of Irrationalism*, in: *German Quarterly* 26 (1953), S. 107–114.

26 FRANZ SCHNABEL, *Die Erfahrungswissenschaften* (= Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 5). Freiburg i. Br. 1965. S. 126.

27 Das Vorstehende sind Ergebnisse der in Anm. 6 zitierten Untersuchung.

den o.a. Gründen häufig kaum unterschieden werden kann. Derjenige, der in Wirklichkeit aufgrund mangelnder Leistungen unter den Leistungsstandards, die er selbst anerkannt hat und nach denen er seine Arbeiten ausrichtete, nicht zum Zuge kam, rationalisiert aus eigenem Interesse sein Versagen in der Regel dadurch, dass er sich als aus sozialen Gründen Ausgestossener darstellt. Diese Rationalisierungsstrategien schlagen sich natürlich auch entsprechend in den Quellen nieder. Die Diskrektion, die den Vorgang einer Berufung umgibt, macht es dem Historiker daher sehr schwer, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Soll er deshalb aber ungeprüft die Darstellung und Interpretation der Geschehnisse übernehmen, die die Elite durch ihren traditionsbildenden Einfluss durchgesetzt und sanktioniert hat? Sicher nicht; aber es darf ebenso wenig ungeprüft alles übernommen werden, was die Marginalisierten in ihrer Verbitterung von sich geben.

### III.

Unsere folgende Auswahl in bezug auf die Geschichtswissenschaft orientiert sich einerseits kritisch am Stand der historiographiegeschichtlichen und biographischen Literatur und andererseits an den Erkenntnissen, die eine jüngere Untersuchung der Entwicklung des Zentrums der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Historismus ergab<sup>28</sup>. Als Indikator für den Grad der Einbindung in die disziplinäre Kommunikation wird durchgehend die Berücksichtigung in der 1859 von Heinrich von Sybel gegründeten Fachzeitschrift der deutschen Geschichtswissenschaft, «Historische Zeitschrift» (im folgenden: HZ) angesetzt.

\*

Beginnen wir mit einem illustrativen Beispiel aus einer Zeit, die eigentlich noch nicht in unseren Untersuchungsbereich fällt. Hans Tümmeler hat schon vor einigen Jahren berichtet, wie es Friedrich Schiller erging, als er 1789 in Jena zum Professor für Geschichte ernannt wurde<sup>29</sup>. Der Verfasser der «Geschichte des Abfalls der Niederlande» hatte Ende Januar 1789 von Herzog Carl August von Sachsen – Weimar – Eisenach die Ernennung zum ausserordentlichen Professor erhalten. Ein Lehrfach war nicht angegeben, die Fakultät anerkannte nach einem Rundschreiben Schillers in Zusammenhang mit der von ihm noch zu erwerbenden Magisterwürde jedoch Schillers Interpretation, dass er zum Lehrer der Geschichte berufen sei<sup>30</sup>. «Nach alter akademischer Observanz» war in Jena jedoch nur jeweils ein einziger Ordinarius Inhaber einer «Nominalprofessur», durfte sich also nur ein einziger Professor in seinem Titel auf das ihm ausdrücklich übertragene Lehrfach beziehen.

28 Siehe Anm. 6. – Als westdeutsches historiographiegeschichtliches Standardwerk ist immer noch HEINRICH RITTER VON SRBIK, *Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart*, München 1964, 2 Bde, zu benutzen. Das ostdeutsch-marxistische Pendant ist das Buch JOACHIM STREISAND (Hg.), *Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft*, 2 Bde, Berlin 1963–1965. – Für die Bibliographie der erfassten Historiker, die vor der Gründung der HZ publizierten, wurden die einschlägigen bibliographischen Dokumentationswerke durchgesehen.

29 «Signore Schiller». Der zunftfremde Geschichtsprofessor und die Jenaer Philosophische Fakultät 1789, in: Archiv für Kulturgeschichte 58 (1976), S. 444–458.

30 TÜMMLER a.a.O. S. 445.

hen<sup>31</sup>. Ein Professor historiarum war an der Universität aber bereits seit 1781 vertreten, und Schiller war daher ohne sein Wissen gehalten, sich diesen Titel nicht ebenfalls zuzulegen.

Schillers von oben initierter Eintritt ins Amt, seine Erfolge in der Lehre und seine für viele Zeitgenossen auf seine Fachkollegen gemünzte scharfe Kontrastierung von «Brotgelehrten» und wahren geistigen Größen schufen ihm nun in der Folge manchen Feind. Als er im Herbst 1789 in Unkenntnis der Sachlage dem Druck seiner Antrittsvorlesung die Amtsbezeichnung «Professor der Geschichte» voransetzte, hatte er damit seinen Gegnern einen willkommenen Anlass zum Streit geliefert. Die Angelegenheit wurde fakultätsoffiziell untersucht, anstatt sofort auf persönlicher Basis beigelegt zu werden. Schillers Gegner wollten diesem offenbar eine Lektion erteilen, um ihn auf diese Weise zur Aufgabe seiner offensichtlichen Sonderstellung zu zwingen und sich dem Fakultätswillen unterzuordnen. Zwar wurde das Ärgernis doch noch dadurch bereinigt, dass Schiller versprach, sich künftig seines korrekten Titels zu bedienen, was die alten Fakultätsmitglieder gegenüber dem Neuling verständlicher stimmte. Unter anderen Umständen und bei einem Zusammentreffen hitziger Temperamente hätte dieser kleine Vorfall aber ein erster Schritt zur Verdrängung eines Einzelgängers mit unleugbaren Leistungen sein können.

Vergleichbare Umstände liegen im Falle des 1822 durch zufällige Ursachen zum ersten Professor für Historische Hilfswissenschaften an der neuen Universität Bonn ernannten Philologen Theodor Bernd vor<sup>32</sup>. Dem Sohn eines Pfarrers aus Posen wurde zunächst die Stelle eines Bibliothekssekretärs übertragen. Da er nach seiner vorherigen Laufbahn aber Anspruch auf eine höhere Dotation hatte als im Bibliotheksetat für ihn vorgesehen war, betraute ihn der Kultusminister unter Übergehung der Fakultät kurzerhand mit der genannten Professur. Daraufhin liess die Fakultät ihren Unwillen über diese Massnahme an Bernd selbst aus. Sie verlangte, dass sich der 47jährige noch einer förmlichen Habilitation unterzog und verweigerte ihm 1831 ihre Unterstützung, als Bernd, «ermuntert durch die positiven Gutachten von Rehfues», dem Universitätskurator und Regierungsbevollmächtigten in Bonn, seine Beförderung zum ordentlichen Professor beantragte<sup>33</sup>. Bernd blieb also ohne Rücksicht auf seine vorhandene oder nicht vorhandene wissenschaftliche Qualifikation Aussenseiter. Seine Bestellung war ohne die Zustimmung der Gemeinschaft der Bonner Wissenschaftler erfolgt, die die Rekrutierung des Nachwuchses bzw. ihrer Kollegen aus prinzipiellen Gründen selbst steuern wollten. Er war damit ein Fremder, der unerwünscht ins Haus kam, und dem man diese Form des Eintritts nicht verzeihen konnte. Sein Schicksal ist damit erneut nicht von Marginalisierungsprozessen speziell in der Geschichtswissenschaft bestimmt, sondern durch ausserwissenschaftliche Umstände, die sich auf das Universitätswesen insgesamt beziehen. Seine wenigen Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte lassen freilich ohne weiteres die klare Feststellung zu, dass Bernd keinesfalls eine eigene historiographische Konzeption entwickelt hat, die ihn zu einem ernst zu nehmenden eigenständigen Denker gemacht hätte.

\*

31 a.a.O. S. 447.

32 Alle Angaben nach CHRISTIAN RENGER, *Die Gründung und Einrichtung der Universität Bonn und die Berufungspolitik des Kultusministers Altenstein*. Bonn 1982. S. 212–214.

33 RENGER a.a.O. S. 213.

Wesentlich anders verhält sich dies bei den aus der Sicht des Historismus «am Anfang oder hart vor dem Anfang der wissenschaftlichen Historie» stehenden Gelehrten wie z. B. F. C. Dahlmann und G. G. Gervinus<sup>34</sup>. Beider Namen sind zwar im Gegensatz zu demjenigen Bernds in der historistischen wie der nichthistoristischen Historiographiegeschichte unvergessen<sup>35</sup>. Dahlmann schaffte es sogar, nach der Entlassung aus seinem Göttinger Ordinariat 1837 erneut ein Ordinariat, und zwar diesmal an einer durch die neue Auffassung von Wissenschaft im allgemeinen und von Geschichtswissenschaft im besonderen geprägten Universität zu erhalten<sup>36</sup>. Mit Ausnahme seiner ersten ausserordentlichen Professur in Kiel waren aber alle seine Ordinariate auf Politik bzw. Staatswissenschaften konzentriert. Geschichte, und zwar speziell deutsche Geschichte (!) zu lehren, war ein Auftrag, der erst an zweiter oder dritter Stelle rangierte. Seine 1842 übernommene Professur in Bonn war das seit 16 Jahren verwaiste dortige staatswissenschaftliche Ordinariat<sup>37</sup>.

Bei näherem Zusehen zeigt sich so, dass Dahlmann zeit seines Lebens und nach seinem Tode hauptsächlich deshalb Anerkennung bei den «zünftigen» Vertretern der Geschichtswissenschaft fand, weil seine politischen Auffassungen und die publikumswirksame Art und Weise, wie er diese vertrat, den Überzeugungen und Interessen der etablierten Historiker weitgehend entsprachen. Das zeigt auch ein Blick in die Rezensionen der Werke Dahlmanns, die in der HZ erschienen<sup>38</sup>. Mehr noch: es waren weniger die Historiker im allgemeinen, die ihn deshalb schätzten, sondern naturgemäß bevorzugt die politischen Historiker, für die Dahlmann einer der Begründer der politischen Geschichtsschreibung war und mit denen dieser in der Paulskirche zusammenarbeitete<sup>39</sup>. Es ist deshalb wenig verwunderlich, dass auch die gegenwärtige Aktualisierung Dahlmanns unter politischen Prämissen erfolgt, seine wissenschaftliche Leistung aber durchaus zurückhaltend beurteilt wird<sup>40</sup>. Damit setzt sich fort, was bereits zu seinen Lebzeiten galt: als politischer Mitsreiter und Begründer einer Form der Historiographie, die dem politischen Effekt den Vorrang einräumt, ohne ihre wissenschaftlichen Grundlagen ganz zu vergessen, war Dahlmann willkommen. Als eigentlicher Historiker und damit vollgültiges Mitglied der Zunft war er aber nicht anerkannt. Von einer traditionsbildenden Dahlmannschule in der deutschen Geschichtswissenschaft kann daher nicht gesprochen werden<sup>41</sup>.

Ähnliches gilt für Gervinus. Auch seiner wird in den Historiographiegeschichten fast ausschliesslich unter politischen Prämissen gedacht<sup>42</sup>. Seine wissenschaftliche

34 HERMANN HEIMPEL, *F. C. Dahlmann und die moderne Geschichtswissenschaft*, in: Jahrbuch 1957 der Max-Planck-Gesellschaft, S. 61–91, hier S. 63.

35 Siehe SRBIK und STREISAND (Anm. 28).

36 Siehe zu Dahlmann KARL-DIETRICH BRACHER, *F. C. Dahlmann 1785–1860*, in: Bonner Gelehrte, Geschichtswissenschaften, Bonn 1968, S. 115–128 (beruht grossenteils auf den Bonner Akten) und die aus dem Nachlass und der Literatur geschöpfte Darstellung von REIMER HANSEN, *F. C. Dahlmann*, in: Wehler, Deutsche Historiker (Anm. 100), S. 513–539. Von der älteren Literatur ist immer noch unentbehrlich ANTON SPRINGER, *F. C. Dahlmann*, 2 Bde, Leipzig 1870–1872.

37 BRACHER a.a.O. S. 116f.

38 In Bd. 57 und Bd. 123.

39 HANSEN a.a.O. S. 517.

40 HANSEN, S. 532–534.

41 Die Angabe Hansens, Treitschke und Sybel seien Schüler Dahlmanns gewesen, ist daher nur in einem weiteren Sinne richtig (S. 527).

42 Biographische Angaben und Zusammenfassung der Literatur bei LOTHER GALL, *G. G. Gervinus*, in: Wehler, Deutsche Historiker (Anm. 100), S. 493–512.

Leistung ist seit dem Verdikt Rankes, das freilich wohl auf alle für Rankes Einstellung in ihren Arbeiten zu stark politische engagierten Historiker gemünzt war, kaum noch anerkannt. Ämter und Kompetenzen in der historistisch bestimmten Geschichtswissenschaft wurden ihm nicht übertragen. Auch die Bemühungen seines Freundes Dahlmann bleiben vergeblich. In der HZ sind keine Aufsätze von Gervinus erschienen, die dort veröffentlichten Besprechungen seiner Werke fielen durchweg negativ aus. Warum diese Isolierung, und was sind die Unterschiede zu Dahlmann, der doch wenigstens partielle Anerkennung fand?

Gervinus vertrat das Konzept einer Geschichtswissenschaft als Literaturgeschichte, das sich z.T. stark an die Auffassungen seines Lehrers F. C. Schlosser anlehnte<sup>43</sup>. Er strebte damit eine dem Historismus ganz entgegengesetzte Lösung des Problems einer Verbindung von Geschichte und Gegenwart bzw. Methode und Interpretation an. Da er den Vorrang der unmittelbar aus den Bedürfnissen der Gegenwart sich jeweils ausformenden «historischen Ideen» vor der «sogenannten objektiven Manier» betonte<sup>44</sup>, also den Praxisbezug als das alles entscheidende Moment hervorhob, galt er den Historisten als Vertreter einer überholten, unmethodischen, willkürlich verfahrenden vorwissenschaftlichen Historie<sup>45</sup>. Seine Entlassung in Göttingen 1837 und der Abschluss seiner Literaturgeschichte 1842 brachten Gervinus überdies zu einem immer stärkeren Engagement in der Politik und drängten seine wissenschaftlichen Interessen in den Hintergrund. 1848 entzweite er sich jedoch mit vielen seiner politischen Freunde, weil er andere Wege einschlagen wollte als diese. Damit war er aber schliesslich des letzten Rückhaltes beraubt, der ihm in Bezug auf eine neue akademische Laufbahn noch geblieben war. Der weitgehend isolierte Denker blieb Heidelberger Privatdozent bzw. zeitweiliger Honorarprofessor und damit in einer Stellung, die ihm keinen Einfluss auf die institutionell weiterhin expandierende Geschichtswissenschaft erlaubte. Die Zunft nahm zwar Notiz von ihm, wie die o.a. Rezensionen in der HZ belegen. Sie ordnete ihn jedoch wie gesagt einer überholten Vergangenheit zu und nahm ihn daher im Grunde nicht mehr ernst<sup>46</sup>.

\*

Der in der Historiographiegeschichte fast völlig vergessene Onno Klopp (1822–1903) wurde durch zwei Umstände an den Rand der Geschichtswissenschaft gedrängt<sup>47</sup>. Er war ein engagierter Vertreter der katholischen Geschichtsschreibung und gleichzeitig engagierter Grossdeutscher. Dieses sein Profil brachte ihn unvermeidlich in erbitterte Gegnerschaft zur expandierenden kleindeutsch-protestantischen historistischen Geschichtswissenschaft. Heinrich von Sybel hatte bei der Gründung der HZ eindeutig festgestellt, dass das Lager, dem Klopp angehörte, in seiner Zeitschrift keinen Platz finden werde<sup>48</sup>. Die Rezensionen, die zu einigen

43 GALL a.a.O. S. 496.

44 Zitate von Gervinus bzw. Dahlmann nach GALL a.a.O. S. 497–498.

45 Vgl. GALL, S. 493 u.ö.

46 Zu den Rezensionen siehe besonders HZ Bde. 1, 3, 7, 8 und 75 (zur Selbstbiographie Gervinus', die viel Einblick in seine Kontroverse mit den Historisten gewährt).

47 WOLF-DIETER MOHRMANN, *Onno Klopp*, in: Osnabrücker Mitteilungen 85 (1979), S. 152–200; WIARD VON KLOPP, *Onno Klopp*. München 1950. Beide Darstellungen bringen Quellendrucke (Briefe).

48 Vorwort zum ersten Heft der HZ.

Werken Klopps in der HZ erschienen, sind demnach in der Grundtendenz völlig ablehnend. Die HZ verschwieg beispielsweise, dass Klopp an einer gross angelegten Leibniz-Edition arbeitete<sup>49</sup>. Klopp hatte im protestantischen Deutschland deshalb keine Chance, auf einen Lehrstuhl für Geschichte zu kommen: «Nur diese Rankeaner gelten jetzt auf allen Lehrstühlen, und zwar nicht nur in Preussen, ... diese Phalanx ist dem Einzelnen, dem Schwachen undurchdringlich.»<sup>50</sup>

Freilich stand einer Berufung Klopps an eine Universität im protestantisch beherrschten Raum nicht nur die Ablehnung der etablierten historistischen Historiker entgegen: An vielen Universitäten war das Verbot einer Berufung katholischer Gelehrter überhaupt durch Tradition oder gar rechtlich unüberwindbar festgeschrieben<sup>51</sup>.

Klopp wandte sich daher an einflussreiche Politiker und Gelehrte in Bayern und Österreich, um zum Zuge zu kommen. Aber auch diese Versuche schlugen fehl. Der «durch Vereinsamung und Verbitterung» geprägte «durch und durch humorlose Mann» war zu sehr Einzelgänger, um sich der Hilfe einer ausreichenden Zahl von Personen seiner Richtung versichern zu können<sup>52</sup>. Auch sein Landesherr, mit dem er sich gut verstand, konnte ihm nicht helfen. Handelte es sich doch um den blinden König Georg V. von Hannover, der nach der Besetzung seines Landes durch Preussen nach Wien ins Exil gehen musste.

Wie ist es aber um Klopps Leistung in der Historiographie bestellt? War er in methodischer Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit, so dass «nur» seine Bewertungen und Interpretationen Kritik verdienten? Festzuhalten ist zunächst, dass eine objektive Untersuchung der Methode Klopps bisher nicht vorliegt. Die Rezensionen in der HZ geben hierzu nur unzureichende Bemerkungen ab<sup>53</sup>. Der Eindruck, den die Lektüre Kloppscher Werke heute hinterlässt, ist zwiespältig. Offenbar ist die Quellenbasis solide; die Bewertungen sind jedoch eindeutig häufig übersteigert. Übersteigert freilich zumeist wohl gerade in dem Ausmass, in dem auch häufig die Beurteilungen eines Sybel oder Droysen übersteigert waren.

Bei den übrigen katholischen Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts sieht das Problem der methodischen Leistung z.T. anders aus. Mit Johannes Janssen (1829–1891) hat sich J. G. Droysen auseinander gesetzt<sup>54</sup>; Janssens Werke sind in der HZ mit wenigen Ausnahmen stets zur Kenntnis genommen worden<sup>55</sup>. Das wegen des Kulturkampfs verzerrte Bild der Reformation ist auch von der «katholischen Forschung» längst preisgegeben worden. Heute ist die Geschichtswissenschaft dem Problem der Interpretation gegenüber viel skeptischer eingestellt, wenngleich natür-

49 Vgl. MOHRMANN a.a.O. S. 184.

50 Immediateingabe Klopps an König George V. Ende 1859, zitiert bei W. VON KLOPP a.a.O. S. 39. Zu den Rezensionen Kloppscher Werke in der HZ siehe HZ Bde. 17, 37, 49, 56 u.ö.

51 Siehe dazu schon die Ausführungen bei KONRAD TILLMANN, *Die sogenannten Konkordatsprofessuren. Geschichte und Rechtsproblematik*. Diss. phil. Freiburg i. Br. 1971.

52 MOHRMANN a.a.O. S. 154.

53 Siehe Anm. 50.

54 Siehe zur Biographie und zur Diskussion und Rezeption des Werkes WILHELM BAUM, *Johannes Janssen (1829–1891). Persönlichkeit, Leben und Werke. Ein Beitrag zur Theologie – und Geistesgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert*. Diss. phil. Innsbruck 1971. Die Einschätzung Janssens als methodisch unangreifbar durch J. G. Droysen ist einem Brief J. G. Droysens an seinen Sohn G. Droysen zu entnehmen: RUDOLPH HÜBNER (Hg.), *J. G. Droysen, Briefwechsel*, Bd. 2, Osnabrück 1967, S. 975–976.

55 Zu den Rezensionen siehe HZ Bde. 15, 20, 32, 37, 50, 56 u.ö.

lich grundsätzlich anerkannt ist, das auch die wertende Zusammenschau der Quellenbefunde unter wissenschaftlichen Prämissen steht, mithin wissenschaftlich ist. Zur Zeit Janssens war diese Frage aber überhaupt nicht umstritten. Ganz im Gegenteil, wie weiter unten noch näher ausgeführt werden wird, ist dieses Element der wissenschaftlichen Arbeit des Historikers zeitweise als der eigentliche Focus der Geschichtswissenschaft überbetont worden<sup>56</sup>. Damit waren die Massstäbe Janssens von vornherein nicht objektiv, seine Werke also wissenschaftlich als ungenügend verurteilt worden. Er hatte so selbstverständlich keine Chance, auf einen Lehrstuhl für Geschichte zu kommen<sup>57</sup>. Kirchengeschichtliche Lehrstühle lehnte der Lehrer an der Frankfurter Selektenschule aber ab.

\*

Bei Ludwig von Pastor (1854–1928), der seinen ersten Geschichtsunterricht bei Janssen in Frankfurt erhielt, ist die Sachlage ähnlich<sup>58</sup>. Auch ihm konnte man kaum vorwerfen, in der Technik der unmittelbaren Quellenarbeit hinter dem Stand der Geschichtswissenschaft seiner Zeit hinterherzuhinken<sup>59</sup>. Pastor war jedoch noch ein wesentlich kämpferischerer Vertreter des römisch-katholischen Standpunktes als Janssen – möglicherweise spielt hier ein Erbe seiner ursprünglich calvinischen Herkunfts-familie mit. Seine Schriften waren von «aufdringlichem Eifer» für seine Sache geprägt, der sich bis zum Schreiben des Begriffes Reformation stets in Anführungszeichen u. a. erstreckte. Damit setzte sich Pastor aber nicht nur – was selbstverständlich ist – von der protestantischen Historie ab. Er entwickelte sich vielmehr durch seine distanzlose Übernahme des klerikal-orthodoxen Standpunktes innerhalb des Katholizismus auch immer mehr zu einem Aussenseiter in den eigenen Reihen. Hinzu kam nämlich sein herrischer, schroffer Charakter, der nur zu leicht Widerstand weckte, und sein hartnäckiges Bestreben, die eigenen Interessen kompromisslos durchzusetzen<sup>60</sup>. Pastor war offenbar ein Gelehrter, mit dem man als auf Bewahrung der eigenen Vorstellungen Bedachter nicht lange friedlich umgehen konnte. Es ist deshalb kein Wunder, dass er von Anfang an in seiner Laufbahn auf Hemmnisse stiess, seine Innsbrucker Professur kirchenpolitischen Rücksichten verdankte und bei seinen nachfolgenden Bewerbungen um Katholiken vorbehaltene Ordinariate im Reich nirgends zum Zuge kam<sup>61</sup>. Die HZ besprach freilich alle seine wichtigen Werke, wenngleich teilweise vernichtend. Der Nekrolog, den Walter Goetz dem Verstorbenen in derselben Zeitschrift widmete, fasst in sehr gemässigtem Ton noch einmal alle Kritik zusammen, die die historistische Geschichtswissenschaft gegen ihn äusserte<sup>62</sup>. Natürlich darf man feststellen, dass dank Ordinariat in Innsbruck und

56 Siehe vor allem den Fall Max Lehmann!

57 *Fr. Nietzsches gesammelte Briefe*, hg. von PETER GAST, 4. Bd. Leipzig 1908. S. 25f. Zitiert nach Baum a.a.O. S. 156.

58 Eine neuere Biographie über Pastor fehlt. Die ältere Literatur ist verarbeitet bei REMIGIUS BÄUMER, *Ludwig Pastor im Urteil der Freiburger Philosophischen Fakultät*, in: Römische Quartalschrift 74 (1979), S. 108–123, sowie GERHARD OBERKOFLER, *Die geschichtlichen Fächer an der Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck 1850–1945*, Innsbruck 1969, S. 89–96 u.ö.

59 Vgl. dazu auch die scharfen Rezensionen von Pastors Werken in der HZ, insbesondere Bde. 44, 57, 66, 70, 72, 80, 88, 96 u.ö. Der Pastor deutlich feindlich gesinnte Autor OBERKOFLER (Anm. 58) ist freilich anderer Meinung (a.a.O. S. 92).

60 Vgl. dazu die Bemerkungen bei BÄUMER (Anm. 58).

61 OBERKOFLER, Innbruck, S. 91; BÄUMER wie Anm. 58.

62 HZ 145 (1932), S. 550f.

erhaltenem Adelstitel Ludwig Pastor keineswegs mehr vollständig marginalisiert war.

\*

Sahen sich die katholischen Historiker im Reich also einer doppelten Mauer gegenüber, nämlich erstens den allgemeinen Abwehrmechanismen gegen alle katholischen Gelehrten und zweitens der speziellen konfessionellen und politischen Frontstellung der historistischen Historiker, so waren die jüdischen Historiker in ihrem Vorwärtskommen ausschliesslich durch offenen oder versteckten allgemeinen Antisemitismus behindert. Das Welt- und Geschichtsbild des Historismus kannte wohl eine explizite Feindhaltung gegenüber dem Katholizismus, aber nicht gegen das Judentum<sup>63</sup>. Die sich in dem verhinderten Aufstieg Philipp Jaffés (1819–1870) zum Ordinarius ausdrückende soziale Marginalisierung eines ansonsten voll in den Kommunikationszusammenhang der Disziplin integrierten jüdischen Gelehrten beruht demnach trotz gegenteiliger Vermutungen weniger auf konfessionellen als auf persönlichen Umständen<sup>64</sup>. Der Ranke-Schüler, der 1844 die Universität ohne Promotion verlassen hatte, trat 1854 in die Dienste der *Monumenta Germaniae Historica*, wo er mit ungeheurem Fleiss bei der Herausgabe von Quellenbänden zur mittelalterlichen Geschichte mitwirkte. Bei dieser Arbeit kam ihm seine Neigung entgegen, sich ganz aus der Geschichtsschreibung in die reine Forschung, d. h. «von der Ermittlung des Faktischen auf dessen materielle Begründung» zurückzuziehen<sup>65</sup>. Jaffé verstand sich jedoch bald mit seinem Vorgesetzten Pertz nicht mehr, schied aus und begann selbstständig zu arbeiten. Das wurde ihm dadurch ermöglicht, dass er mit Hilfe Rankes 1862 als «erster Jude in Preussen» Extraordinarius für Geschichte in Berlin wurde<sup>66</sup>. Der seit 1860 eskalierende Streit mit Pertz bedrückte Jaffé jedoch immer stärker, zumal Pertz an Jaffé «auf kleinliche Weise Rache nahm»<sup>67</sup>. Er sonderte sich immer weiter ab und geriet schliesslich «in den Wahn einer geistigen und moralischen Verfolgung», der ihn 1870 in den Selbstmord trieb.

\*

Eine weitere Sonderstellung nahmen die wenigen altkatholischen Historiker ein, die sich um eine entsprechende Laufbahn bemühten. Als Beispiel für die entsprechende Marginalisierung sei der Münchener Felix Stieve genannt, der nach seinem Übertritt zum Altkatholizismus an die Münchener Technische Hochschule abgedrängt wurde<sup>68</sup>.

\*

63 Siehe Anm. 48.

64 ALFRED DOVE, *Philipp Jaffé* [1881], in: derselbe, *Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts*. Leipzig 1898. S. 353–360. Die sonstige Literatur verzeichnet der Artikel zu Jaffé in der *Neuen Deutschen Biographie*, Bd. 10, S. 292–293.

65 DOVE a.a.O. S. 355.

66 a.a.O. S. 357.

67 Neue Deutsche Biographie (Anm. 64), S. 293.

68 Siehe zu Stieve ALFRED ALTMANN, *Zur Erinnerung an F. Stieve*, in: Münchener Neueste Nachrichten, 51. Jg., Nr. 559 vom 3. 12. 1898, S. 1–2; sowie H. VON ZWIEDINECK- SÜDENHORST, *[Nachruf Stieve]*, in: Historische Vierteljahrsschrift 1 (1898), S. 470–472, und Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 54, S. 524–534. Hiernach (S. 531) erhielt Stieve seine Professur erst nach einer persönlichen Intervention des Hauptes der Altkatholiken Ignaz Döllinger

Die Nichternennung des zwar in der HZ mit einem eigenen Aufsatz und vielen besprochenen Werken vertretenen, aber in der Historiographiegeschichte völlig vergessenen Gottlob Egelhaaf (1848–1934) zum Professor in Tübingen hingegen fällt nach dem vorliegenden Material möglicherweise in andere Kategorien sozialer Marginalisierung<sup>69</sup>. Der in Württemberg geborene protestantische Schüler von Julius Weizsäcker hatte 1870 die Laufbahn eines Gymnasiallehrers eingeschlagen und versuchte 1887, nach dem Tode Alfred von Gutschmids, dessen Nachfolger zu werden. Egelhaaf konnte eine Reihe teils preisgekrönter Arbeiten und verschiedene Referenzen als Ausweis seiner wissenschaftlichen Leistungen vorlegen. Als Württemberger und ehemaliger Tübinger Student konnte er auf einen besonderen zusätzlichen Bonus hoffen. Der Inhaber des zweiten historischen Ordinariats Bernhard Kugler, bei dem Egelhaaf einst ebenfalls gehört hatte, sprach sich jedoch gegen diesen aus. Er kritisierte, dass Egelhaaf zu viel Unterschiedliches zu rasch und zu flüchtig geschrieben habe, es bei ihm daher an der nötigen Akribie fehle und er eine Neigung zu drastischer Ausdrucksweise habe. Außerdem sei er mit 40 Jahren bereits zu alt. Der zuständige Minister liess sich wie die grosse Mehrheit der Fakultät von diesem Urteil leiten, obwohl Egelhaaf eine Reihe genau entgegengesetzt lautender Stimmen von Fachgelehrten zu seiner Verteidigung anführen konnte<sup>70</sup>. Kugler war nämlich mit der Familie des württembergischen Königs eng verbunden, der ihn auch einst zum Ordinarius gemacht hatte. Er war gebürtiger Berliner – Sohn des Kunsthistorikers Franz Kugler – und bemüht, bei Berufungen möglichst Landsleute zu berücksichtigen. Sein Interesse war überdies, bei der Besetzung der Stelle sich nicht einen Fachkonkurrenten – er vertrat mittlere und neuere Geschichte – sondern mit einem reinen Althistoriker, der Egelhaaf sicher nicht war, einen Kollegen an die Seite zu stellen. Als einziger mit Fachkompetenz verfügte er in der Fakultät über den notwendigen Vertrauensvorschuss, um mit seiner Kritik an Egelhaaf Anklang zu finden. Egelhaafs Position aber wies mehrere entscheidende Nachteile auf: Erstens verfügte er in der Fakultät nur über einen einzigen Vertreter seiner Interessen<sup>71</sup>. Zweitens kam er von aussen, von der Schule, und hatte nicht, was durchaus objektiv als Nachteil gelten kann, aber in den Verhandlungen faktisch nicht vorgebracht wurde, schon als Privatdozent akademisch gewirkt. Drittens konnte Kugler einen Teil der Arbeiten Egelhaafs als blosse «Schulbücher» bezeichnen, was ihren Wert in den Augen der so streng auf den Unterschied zwischen Schule und Universität bedachten Professoren erheblich herabsetzte<sup>72</sup>.

im Bayerischen Kultusministerium. – Ein weiterer Fall ist der Bonner Historiker Moriz Ritter, dessen Karriere durch seinen Übertritt zum Altkatholizismus jedoch beschleunigt wurde: Das protestantische preussische Kultusministerium berief Ritter auf die Bonner Katholiken vorbehaltene Professur, um auf diese Weise die römische Kirche zu treffen; siehe STEPHAN SKALWEIT, M. RITTER, in: Bonner Gelehrte (Anm. 36), S. 209–224.

69 G. EGELHAAF, *Lebens-Erinnerungen*. Hg. von ADOLF RAPP. Stuttgart 1960 (Veröffentlichung der Kommission für Geschichte und Landeskunde Baden-Württembergs, Reihe A, Quellen, Bd. 5). Der Aufsatz Egelhaafs in der HZ findet sich in Bd. 53, Rezensionen von Werken Egelhaafs sind in den Bänden 54, 60, 69, 102, 116 u.ö.

70 EGELHAAF, *Lebens-Erinnerungen*, S. 61ff.

71 EGELHAAF, *Lebens-Erinnerungen*, S. 61.

72 EGELHAAF a.a.O. S. 180 (Erläuterungen des Herausgebers nach den Fakultätsprotokollen).

#### IV.

Das Schicksal Kurt Breysigs (1866–1940) hat erst unlängst eine moderne detaillierte Darstellung erfahren<sup>73</sup>. Die Verdrängungsprozesse aus wissensinternen Gründen, denen er von Seiten der Historiker ausgesetzt war, sind daher bekannt: Im Bannkreis Gustav Schmollers aufgewachsen, wuchs die Distanzierung der Zunft ihm gegenüber in dem Masse, in dem Breysig auf seinem Weg zu einer Synthese zwischen Historismus und Soziologie vorwärtsschritt<sup>74</sup>. Die Werke Breysigs aus seiner «borussischen» Zeit wurden von der Zunft gelobt. In dieses Lob mischte sich aber seit 1897 unüberhörbar Kritik, nachdem Breysig eine «ältere deskriptive Methode» einer neueren «entwicklungsgeschichtlichen» gegenüberstellte<sup>75</sup>. Breysigs Gedanken wurden auf die Ebene des in den Augen der Historisten gescheiterten Versuches Lamprechts gesetzt und als ähnlich widersprüchlich und unzureichend verurteilt<sup>76</sup>. Dementsprechend scheiterten seine Pläne von 1907–1909, ein «Seminar für vergleichende Universalgeschichte» an der Berliner Universität zu gründen, am Widerstand seiner historischen Fachkollegen<sup>77</sup>. Gustav Schmoller und die Staatswissenschaftler waren Breysigs Plan gegenüber durchaus eingestellt. Das unter der Federführung von Eduard Meyer entstandene ablehnende Gutachten der Historiker urteilte, dass der wissenschaftliche Charakter historischen Arbeitens nur an der auf strenger Quellenkritik beruhenden Untersuchung von Einzelthemen zu wahren sei, das «Operieren mit sekundärem und tertiärem Material» aber auf Dilettantismus und «wissenschaftliche Halbbildung» hinauslaufe<sup>78</sup>. Die Historiker behaupteten also, dass «es nur eine wissenschaftliche Methode in der Historie (gibt) mit bestimmten Prinzipien, denen immer und überall genüge getan werden muss». Die Staatswissenschaftler dagegen sahen die mögliche Fruchtbarkeit des vergleichenden Ansatzes Breysigs. Sie waren «weniger absolut, vorsichtig abwägender in endgültigen Urteilen, ‹wissenschaftlicher›, wenn kritische Offenheit und permanente Infragestellung zu den notwendigen Elementen des Begriffes ‹Wissenschaft› gehören»<sup>79</sup>.

Breysig konnte zwar seinen Seminarplan in veränderter Form in Zusammenhang mit seiner Ernennung zum persönlichen Ordinarius 1923 doch noch durchsetzen. Die Jahre zwischen 1908 und 1925 waren jedoch «Jahre wissenschaftlicher Vereinsamung, des Schweigens, der Besinnung»<sup>80</sup>. Und die Ernennung zum Ordinarius musste erneut gegen den Willen der Historiker durchgesetzt werden, die Breysig «ein empfindliches Missverhältnis zwischen Wollen und Können», «mangelhafte Forschung und oberflächliche Konstruktion» und einen unbilligen Hang zu «literarischen Modeströmungen», kurz «eine Arbeitsweise von dilettantischem Charakter» vorwarfen<sup>81</sup>. Erst Anfang der 30er Jahre erfuhr Breysig von seiten seiner histori-

73 BERNHARD VOM BROCKE, *Kurt Breysig, Geschichtswissenschaft zwischen Historismus und Soziologie*. Lübeck-Hamburg 1971. Eine trotz aller Einschränkung unverzichtbare Quelle ist GERTRUD BREYSIG, *K. Breysig, Ein Bild des Menschen*. Heidelberg 1967.

74 VOM BROCKE a.a.O. S. 101ff.

75 a.a.O. S. 80.

76 a.a.O. S. 83.

77 a.a.O. S. 93ff.

78 So die bei Vom Brocke abgedruckten Auszüge des Gutachtens (S. 94f.).

79 VOM BROCKE a.a.O. S. 100. Siehe auch den Abdruck des Sondergutachtens S. 97–99.

80 VOM BROCKE a.a.O. S. 101.

81 Siehe Abdruck der Stellungnahme der Fakultät bei Vom Brocke, S. 111.

schen Kollegen erst Duldung und schliesslich wenigstens partielle Anerkennung. 1932 erschien erstmals nach 23 Jahren wieder eine Rezension eines seiner Werke in der HZ<sup>82</sup>.

Ebenfalls durch neuere Darstellung vertraut sind auch diejenigen in der Zeit um den ersten Weltkrieg bzw. in der Weimarer Republik angesiedelten Fälle von Marginalisierung aus politischen und wissenschaftlichen Gründen, die sich mit den Namen Gustav Mayer<sup>83</sup>, Martin Hobohm<sup>84</sup>, Eckart Kehr<sup>85</sup>, Veit Valentin<sup>86</sup> u. a. verbinden. Die zielgerichtete wissenschaftlich-akademische und teils persönliche Verurteilung und Ausstossung dieser Gelehrten erfolgte ausschliesslich deshalb, weil die in ihren Arbeiten vertretenen politischen Wertungen nicht dem Konsens der herrschenden Gelehrten entsprach. Methodische Unterschiede sind im Grunde nicht gegeben<sup>87</sup>.

Ähnliches gilt auch für den Streit um Victor Bibl in Wien, der auch in der HZ auf der Ebene der Rezensionen durchschlug<sup>88</sup>. Der reizbare und in seinen Darstellungen teils aggressive Bibl kam in seiner Wertung entscheidender Vorgänge und Personen in der österreichischen Geschichte zu Urteilen, die denjenigen der etablierten Historiker seines Landes z.T. völlig entgegengesetzt waren. Er brachte es in seiner Karriere daher nur zu einem persönlichen Ordinariat, nachdem er Rufe ins Ausland und ins abseits gelegene Prag abgelehnt hatte. Aus dem wichtigen Institut für Österreichische Geschichtsforschung wurde er verdrängt, aus der Institutszeitschrift ausgebootet<sup>89</sup>.

Die Schwierigkeiten, denen der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Ludwig Beutin (1903–1958) im Kampf um seine Anerkennung und seine akademische Laufbahn ausgesetzt war, erklären sich hingegen wiederum aus der mangelnden Bereitschaft der historistischen Historiker, Neues zur Kenntnis zu nehmen und anzuerkennen<sup>90</sup>. Dies kam deutlich bei seinen Versuchen zum Ausdruck, sich mit einer wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit zu habilitieren. Beutin gelang es zudem nicht, auf einen genuin fachhistorischen Lehrstuhl zu kommen. Er konnte vielmehr erst 1951 (!) den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsraumlehre an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Kölner Universität übernehmen, der jetzt zu einem Ordinariat für Wirtschafts- und Sozialgeschichte umgewandelt wurde<sup>91</sup>.

82 Vgl. HZ 146 (1932), S. 86–90. Auch Vom Brocke hat diesen Befund registriert (S. 123f.).

83 HANS-ULRICH WEHLER, *G. Mayer*, in: derselbe (Hg.), *Deutsche Historiker*. Göttingen 1973. S. 228–240.

84 HANS SCHLEIER, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik*. Berlin/DDR 1975.

85 H.-U. WEHLER, *E. Kehr*, in: derselbe (Anm. 83), S. 100–114.

86 ELISABETH FEHRENBACH, *V. Valentin*, in: H.-U. WEHLER (Hg.), *Deutsche Historiker* (Anm. 83), S. 69–85.

87 Das geht aus allen vorgenannten Biographien hervor, wird aber in Bezug auf die Gesamtgruppe der «liberalen» Historiker insbesondere von H. Schleier betont.

88 Zu den Rezensionen siehe HZ Bde. 130, 132, 138, 144 u.ö. Breit über die Biographie und das Werk Bibls informiert SIEGFRIED NASKO, *Viktor Bibl*, Diss. phil., Wien 1970. Die Untersuchung enthält auf S. 339–341 auch ein Verzeichnis der Rezensionen über Bibls Werke.

89 Zur psychischen Verfassung siehe NASKO a.a.O. S. 38ff. u.ö., zur Verdrängung aus dem IÖG S. 232ff.

90 Zur Biographie und zum Werk Beutins siehe HERMANN KELLENBENZ, *Das wissenschaftliche Werk L. Beutins*, in: derselbe (Hg.) L. Beutin. Gesammelte Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Köln-Graz 1963, S. IX–XLII.

91 KELLENBENZ, *Beutin*, S. XXVI.

Damit sind wir vorläufig am Ende unserer Auswahl Marginalisierter der deutschen Geschichtswissenschaft angelangt<sup>92</sup>. Was noch zu tun bleibt, ist lediglich eine kurze Beleuchtung der drei bekanntesten Fälle von Marginalisierung in diesem Bereich.

\*

Der bekannteste Renegat in der deutschen Geschichtswissenschaft ist ohne Zweifel Karl Lamprecht. Sein sprichwörtlicher Fall ist in der Literatur schon oft behandelt worden<sup>93</sup>, deshalb verzichten wir hier auf die Darstellung der Vorgänge.

Max Lehmann studierte nicht nur bei seinem hauptsächlichen Lehrer Heinrich von Sybel, sondern auch bei Philipp Jaffé, der auch sein Doktorvater war<sup>94</sup>. Seine enge Beziehung zu Sybel begann nach der Promotion, als ihn dieser zum Exzerieren von Akten nach London schickte. 1875 berief Sybel Lehmann in den Archivdienst und übertrug ihm die Redaktion der HZ<sup>95</sup>. 1888 wurde Lehmann Nachfolger von Max Lenz in Marburg – gegen den Willen von Sybel, der ihn im Archiv halten wollte.

1893 kam es zwischen Sybel und Lehmann zum offenen Bruch mit der Folge, dass Lehmann aus der Redaktion der HZ abtreten musste. Lehmann hatte seine Kritik am enthusiastischen «Borussianismus» seines Lehrers entscheidend verschärft. Im Zuge der von Lehmann heftig bekämpften Besetzung seines Lehrstuhls in Marburg durch Albert Naudé – Lehmann ging 1893 nach Leipzig – hatte der reizbare Historiker alle Rücksichten fahren lassen<sup>96</sup>. Der Abtrünnige, dem Gustav Schmoller einmal bescheinigte, zu «masslosen Extremen» zu neigen, riss in seiner «fanatischen Wahrheitsliebe» tiefe Gräben auf, die auch durch die Stellungnahme Lehmanns im Kampf gegen Lamprecht auf der Seite der Zunft nicht mehr zuzuschütten waren<sup>97</sup>. Er selbst war in seiner Stellung zwar wie Lamprecht nicht mehr zu erschüttern. Seine Schüler aber mussten deutliche Widerstände gegen sich zur Kenntnis nehmen: Friedrich Luckwaldt beispielsweise musste sich mit einer Professur an einer Technischen Hochschule zufriedengeben<sup>98</sup>.

Im Falle des Soziologen und Historikers Robert Michels war die Abdrängung aus dem akademischen Bereich in einer ihrer wichtigsten Dimensionen, nämlich eben der Übertragung von Ämtern und Kompetenzen, zunächst nahezu total<sup>99</sup>. Michels,

92 Dass unsere Auswahl nicht vollständig ist, versteht sich von selbst. Vollständigkeit wäre aber auch kaum zu erreichen.

93 Vgl. die nachfolgenden Anmerkungen und die Zusammenstellung bei HANS-JOSEF STEINBERG, *K. Lamprecht*, in: WEHLER (Anm. 83) S. 58–68 sowie URSULA LEWALD, *K. Lamprecht (1856–1915)*, in: Bonner Gelehrte (Anm. 36) S. 231–253. Den bequemsten Zugang zu den verschiedenen Argumentationen und Auseinandersetzungen bietet noch immer FRIEDRICH SEIFERT, *Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie*. Augsburg 1925.

94 Siehe M. LEHMANN, *Selbstbiographie*, in: S. STEINBERG (Hg.), *Deutsche Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1925, S. 207–232, und WALTRAUD REICHEL, *Studien zu M. Lehmanns preussisch-deutschem Geschichtsbild*, Göttingen u.a. 1963.

95 *Selbstbiographie*, S. 217.

96 REICHEL a.a.O. S. 79.

97 Zitiert nach REICHEL a.a.O. S. 78.

98 Vgl. PAUL-EGON HÜBINGER, *Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*. Bonn 1963. S. 192. Zum Ausschluss Lehmanns aus der Redaktionsführung der HZ siehe THEODOR SCHIEDER, *Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der HZ*, in: HZ 189 (1959), S. 1–73, hier S. 38ff.

99 Zur Biographie siehe Werner Conzes Nachwort zu R. MICHELS: *Zur Soziologie des Partei-*

der 1876 geborene Millionärsohn, konnte sich in Deutschland weder habilitieren noch zu einer Professur gelangen. Er war gezwungen, sein Glück in Italien zu versuchen, wenngleich er immerhin für 14 Jahre als Baseler Professor im deutschen Sprachraum zu akademischen Würden gelangte. Der Schwiegersohn des Geschichtsordinarius Theodor Lindner, der 1900 bei Lindner in Halle mit einer historischen Arbeit promoviert worden war, hatte bereits während des Studiums sozialistische Neigungen entwickelt. Als er sich ab 1906 zunächst an einer preussischen Universität zu habilitieren suchte, wurde sein Antrag abgelehnt, weil er SPD-Mitglied war und seine Kinder nicht getauft hatte. Dasselbe Ergebnis brachte ein weiterer Habilitationsversuch in Jena<sup>100</sup>. Michels hatte m.a.W. gegen das teils rechtlich sanktionierte Prinzip grundsätzlicher Staatstreue und gleichzeitig gegen die nichtkodifizierten konfessionellen Standesregeln verstossen. Damit war ihm in dem geographischen Raum eine Karriere verschlossen, in dem diese Regeln galten. Er habilitierte sich in Turin für Nationalökonomie, ging dann nach Basel und übernahm 1928 endgültig eine Professur in Perugia. Im Hinblick auf seine wissenschaftlichen Publikationen ist freilich festzustellen, dass Michels ab 1906 sporadisch im «Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik» und ab ca. 1909 auch in anderen Fachzeitschriften der deutschen Wissenschaft mit Artikeln vertreten war, seine Bücher ab 1907 in renommierten deutschen Verlagen verlegen konnte und ebenfalls schon ab diesem Zeitpunkt in Rezensionen usw. berücksichtigt wurden<sup>101</sup>. Außerdem arbeitete er an bedeutenden sozialwissenschaftlichen Handbüchern und Lexika mit (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Grundriss der Sozialökonomie, Die Religion in Geschichte und Gegenwart u. a.). Ab 1930, als die Zahl seiner Veröffentlichungen in Deutschland insgesamt deutlich zunahm, trat er sogar gelegentlich als Rezensent bzw. Berichterstatter über die Fachliteratur in Erscheinung. Auch Michels war demnach durchaus in den Kommunikationszusammenhang seiner Disziplin eingebunden. In dem Augenblick, als sich seine inzwischen freilich gewandelten politischen und wissenschaftlichen Ansichten in Deutschland verbreiteten, wurde ihm sogar gelegentlich eine Schlüsselstellung zugestanden: als Rezensent gehörte er zu denjenigen, deren Votum über den Erfolg oder Misserfolg von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen entschied. Sein Schicksal ist demnach ein Beispiel für zeitweilige Marginalisierung aus politisch-sozialen Gründen, die durch Veränderungen in der disziplinären Matrix des betreffenden Faches aufgehoben wird.

## V.

Die skizzierten Verhältnisse in der Peripherie der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Historismus sind freilich nicht zu verstehen ohne Kenntnis

wesens in der modernen Demokratie, Leipzig 1970, S. 384f., und die Bemerkungen bei ALEXANDER BUSCH, *Die Geschichte des Privatdozenten*, Stuttgart 1959, S. 115, der sich auf eine zeitgenössische Rektoratsrede von Max Weber bezieht. Weber hatte in seiner Rede den Fall Michels scharf verurteilt.

100 BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten* ebd., Heinrich August Winkler (R. MICHELS, in: H.-U. Wehler [Hg.], *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 441–456) erwähnt nur den Marburger Habilitationsversuch und nur die politischen Gründe der Ablehnung (S. 442).

101 Zu den Büchern und Artikeln siehe die Bibliographie Michels', in: *Studi in Memoria di Roberto Michels*, Padova 1937, S. 39–76. Rezensionen sind in den Zeitschriften erschienen, in denen Michels als Autor vertreten war.

der Verhältnisse im Zentrum. Marginale Historiker haben sich ihre untergeordnete Stellung ja nicht allein selbst zuzuschreiben. Wie wir gesehen haben, werden sie vielmehr häufig erst zu marginalen Gelehrten gemacht. Dieser Prozess der Versperzung des Zugangs zum oder der Ausstossung aus dem Zentrum ist aber keineswegs zufällig oder beliebig, sondern beruht auf durchgehenden Strukturen, die Kehrseite jeglicher sozialer Konstituierung von Wissenschaft sind. Wie gesagt, verdanken Argumente ihre Geltung nämlich weniger ihrer Plausibilität als vielmehr den sie stützenden Handlungsstrategien. Und vor allem haben die arrivierten Gelehrten, die Handlungsstrategien zur Durchsetzung von Argumenten an der entscheidenden Stelle effizient entwickeln und vorbringen können, einen intensiven Sozialisations- und Selektionsprozess durchlaufen, der ihr Gesichtsfeld und ihre Urteilsfähigkeit grundlegend beeinflusst und geprägt hat. Die Normen, die sie auf diese Weise verinnerlicht haben, bilden die nur langsam oder im Zuge besonderer Umstände veränderlichen Massstäbe, an denen sie die ihnen von aussen zugetragenen neuen Theorien, Methoden und Ergebnisse messen. Die historistischen Historiker haben die mit der Institutionalisierung ihres Konzeptes in ihre Hand gegebenen wissenschaftlichen und sozialen Möglichkeiten zur Festigung ihrer Position und zur Abwehr von Konkurrenten nachhaltig genutzt mit dem Ergebnis, dass sich ihre freilich wissenschaftlich höchst fruchtbare Konzeption bis an die Schwelle zur Gegenwart in der deutschen Geschichtswissenschaft in einem breiten Rahmen fast unverändert durchsetzen konnte. Sie haben ihre Möglichkeiten genutzt einerseits zu Recht aus dem Bewusstsein heraus, dass ihr Konzept über lange Zeit hinweg einen bislang objektiv unerreichten wissenschaftlichen Qualitätsstandard markierte. Andererseits aber handelten sie aus einem übersteigerten Selbstbewusstsein heraus, das sie misstrauisch gegenüber neuen Entwicklungen machte und sie dazu verführte, gegen das Gebot konsequenter Objektivität zu verstossen. Sie setzten damit Marginalisierungsprozesse in Bewegung, die zur Abdrängung nicht nur von Gelehrten und Konzeptionen führten, deren wissenschaftliche Leistungen nicht den durch den Historismus markierten hohen Stand erreichten, sondern auch zur Verdrängung solcher Wissenschaftler und wissenschaftlicher Ansätze, die wertvolle Ergänzungen zu den herrschenden Vorstellungen bedeutet hätten. Wir Nachgeborenen sollten uns freilich vor eilfertigen Urteilen in diesem Zusammenhang hüten. Weder haben wir die Aufbruchsstimmung erlebt, der die ersten Generationen der neuen Historiker des 19. Jahrhunderts unterlagen, noch ist unser Verhalten in kritischen Situationen der Gegenwart fremden Gedanken und Erkenntnissen gegenüber stets durch die erforderliche Geduld und Unvoreingenommenheit gekennzeichnet.